

ROLAND LANGE

AUF HARZ UND NIEREN



GMEINER



KRIMINALROMAN



ROLAND LANGE

Auf Harz und Nieren

BLUT ODER LEBEN! Das Kaff Bollenstedt liegt im Niemandsland zwischen bewaldeten Höhenzügen am Rand des Harzes. Ignoriert von der Außenwelt, kümmern sich die Bewohner selbst um ihre Belange. Hier wohnt auch Freddie Töpferwien, der zusammen mit seiner Mutter Marlene eine medizinische Rundumversorgung für das Dorf anbietet. Als sie eines Nachts entführt wird, herrscht helle Aufregung im sonst ruhigen Dorf. Denn die Entführer verlangen 250 Blutkonserven für das Leben von Marlene Töpferwien – und das innerhalb weniger Tage! Dorfsheriff Claus übernimmt die »Ermittlungen«, Freddie und seine Freunde bereiten unterdessen eine Blutspendenaktion vor. Parallel dazu sucht Freddie zu Hause nach Hinweisen auf die Entführer – und macht die bittere Entdeckung, dass seine Mutter hinter seinem Rücken eine Parallelexistenz geführt hat! Mit den Nerven am Ende, muss er schließlich noch eine weitere Überraschung ertragen. Es wird nicht die letzte sein ...

© Hanna Neumann



Roland Lange, Jahrgang 1954, lebt in der Nähe des Harzes in Katlenburg-Lindau. Er studierte in Hamburg Vermessungskunde und arbeitete bis 2014 im Katasteramt in Osterode im Harz. In seiner Freizeit schrieb und veröffentlichte er Bücher verschiedener Genres, ab 2010 ausschließlich Kriminalromane, die vor der Kulisse des Harzes spielen, was ihm den Ruf eines krimischreibenden Botschafters der Harzregion eintrug. Lange ist der Initiator des 2011 ins Leben gerufenen Mordsharz-Festivals. Seither gehört er zu den Organisatoren des jedes Jahr im September stattfindenden internationalen Events.

ROLAND LANGE

Auf Harz und Nieren

KRIMINALROMAN

GMEINER



Personen und Handlung sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Bei Fragen zur Produktsicherheit gemäß der Verordnung über die allgemeine Produktsicherheit (GPSR) wenden Sie sich bitte an den Verlag.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2026 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 075 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Anne Kürschner

Herstellung: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung von: © Illustration Lutz Eberle unter Verwendung der Fotos von Animaflora / iStock.com; LianeM / iStock.com; Richard Huber,

CC BY-SA 3.0 <<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/>>, via Wikimedia Commons; mit KI-generierten Elementen von Adobe Firefly

ISBN 978-3-7349-3729-3

»Das tut jetzt gleich ein bisschen weh ...«

WAS MAN WISSEN MUSS

Mein Name ist Freddie. Freddie Töpperwien.

Ich wohne im kleinen Randharzdorf Bollenstedt. Ich bin Blutfahrer. Das sind Leute, die Blutproben durch die Landschaft kutschieren. Von den Arztpraxen in die Labore. Daher der Name. Aber das ist es nicht allein. Die ein oder andere Blutkonserve oder Niere für eine Transplantation ist auch schon mal dabei. Oder ein Herz, eine Lunge, ein Finger, der angeflickt werden muss ... na, was der Mensch halt so braucht, um komplett und glücklich zu sein.

Ich habe ein paar Semester Medizin studiert. Direkt nach dem Abi. Meine Pläne waren andere, aber meine Eltern ließen mir keine Wahl. Einen angehenden Mediziner in der Familie zu haben, war etwas ganz Besonderes. In einem kleinen Ort wie Bollenstedt mit gerade mal 350 Einwohnern nahm man damit in der Dorfhierarchie automatisch einen Platz ganz oben ein.

Am Ende des vorklinischen Studienabschnitts stand für mich fest, dass ich meine Energie nicht in ein so komplexes Studium investieren wollte. Ich habe es nach dem vierten Semester geschmissen – zum Entsetzen meiner Eltern. Das heißt aber dennoch, dass ich über ein gewisses medizinisches Wissen verfüge, was manche Leute glauben lässt, ich sei Arzt. Möglicherweise liegt das auch daran, dass ich nebenher in Bollenstedt die medizinische Versorgung sicherstelle.

Ich wohne allein ... also allein im Sinne von: Ich habe keine eigene Familie. Ich bin nicht verheiratet, mich nerven keine selbstgezeugten oder untergejubelten Kinder.

Damit muss ich mich in der knappen Freizeit, die mir bleibt, nicht herumschlagen. Mir reicht Mama. Die ist mit ihren 75 Jahren beeindruckend vital und, zugegeben, zuweilen etwas anstrengend. Papa ist schon lange tot. Gestorben, kurz nachdem ich das Medizinstudium abgebrochen hatte. Mama war zwar auch entsetzt, hatte sich im Gegensatz zu Papa aber schnell von dem Schock erholt.

Wir beide wohnen in einem alten Fachwerkhaus in der Ortsmitte. Mama erledigt für mich die Büroarbeiten, die in meiner Nebenberufspraxis so anfallen. Im Wesentlichen beschränkt sich das darauf, mein Honorar einzukassieren. Sie hat dafür einen kleinen Tresen. Der steht im Flur, nur ein paar Schritte von der Haustür entfernt. Hinter dem thront meine Mama, macht die Termine und kassiert meine Patienten ab. Und in ihrem Rücken hängt ein Wandschrank. Darin lagert sie die selbstgefertigten Naturprodukte aus ihrer Hexenküche, mit denen sie entsprechend disponierte Kunden versorgt.

Neben dem Tresen liegt meistens Møpsen. Møpsen ist eine Promenadenmischung, schwarz-weiß gefleckt, etwa so groß wie ein Jack Russell Terrier. Ist Mama zugelaufen. Gegenseitige Liebe auf den ersten Blick. Den Namen hat sie ihm gegeben, weil, zum einen liebt sie Skandinavien und zum anderen Asterix. Møpsen deshalb, weil die Dänische Dogge des Wikingers Erik aus dem Asterix-Abenteuer »Die große Überfahrt« so heißt – noch immer eine von Mamas Lieblingsfiguren. Ihr komischer Vierbeiner hat allerdings so gar nichts von einer Dogge. Dessen Gesicht ähnelt trotz der etwas längeren Schnauze tatsächlich dem eines Mopses. Liegt vermutlich an den Tränensäcken unter den immer traurig dreinblickenden Augen, die dem Gesicht einen mürrischen Ausdruck verleihen.

Møpsen sorgt dafür, dass es nicht zu Diskussionen über die Höhe meines Honorars kommt. Die Leute haben Respekt vor ihm. Seit dem Tag, als er mal unseren Dorfscherriff ins Bein gebissen hat. Versehentlich. Nicht in böser Absicht. Das Bein stand irgendwie im Weg. Seitdem heißt es im Dorf: Wer sich mit einer Amtsperson anlegt, vor dem muss man sich in Acht nehmen. Also besser zahlen, als zerfleischt zu werden.

Meine Praxis habe ich mir im Keller eingerichtet. Da biete ich eine allumfassende Gesundheitsversorgung an. Also wirklich alles, was man auf dem Gebiet an Behandlung und Beratung so finden kann – von größeren chirurgischen Eingriffen abgesehen. Es gibt Ausnahmen, na klar. Notfälle. Da muss ich dann ran. Ich kann die Leute ja nicht verrecken lassen, wenn sie sich beim Obstbaumfällen mit der Motorsäge ins Bein ... Also, ehe so ein Krankenwagen hier zu uns rauskommt, wären die verblutet.

Es ist leider so, dass Bollenstedt am Arsch der Welt liegt. Versteckt zwischen bewaldeten Ausläufern des Harzes. Sehr idyllisch, verkehrstechnisch aber eine Katastrophe. Eine buckelige Straße führt zu uns hoch. Ein Flickenteppich aus Teer. Rechts ins Dorf rein und links wieder raus. Wenn sich zwei Autos begegnen, was so gut wie nie passiert, muss eins ausweichen. So schmal ist die Fahrbahn. Sie zweigt von der Bundesstraße ab, kommt auf geschätzt fünf Kilometern zu uns hoch, macht eine lang gezogene Kurve durchs Dorf und mündet nach etwa der gleichen Strecke wieder in die Hauptverkehrsader ein. Rund zwei Kilometer liegen zwischen den beiden Anschlusspunkten. Wenn man sich das bei Google Maps anguckt, sieht unsere Anbindung an die Außenwelt wie ein U aus. Dann wird einem sofort klar: Das ist definitiv keine Abkürzung. Man

landet nach über zehn Kilometern wieder auf der Bundesstraße. Durchgangsverkehr haben wir deshalb keinen, wenn man von dem Linienbus absieht, der Bollenstedt dreimal in der Woche anfährt. Montags, mittwochs und freitags. Immer um die Mittagszeit. Der Bus kommt leer an und fährt leer wieder weg. Trotzdem taucht er in schöner Regelmäßigkeit auf. Niemand weiß, warum. Unsere Siedlung selbst ist nur höchst selten das Ziel von Auswärtigen. Eine Sackgasse, die zu uns raufführt und am Ortsrand endet, wäre völlig ausreichend gewesen. Die hätte dann nur ein bisschen breiter sein müssen, aufgrund von zufälligem Gegenverkehr und so.

In einem Dorf wie unserem läuft das Leben etwas anders ab als im Rest der Welt. Klar, viele fahren morgens normal mit dem Auto zur Arbeit und kommen abends zurück. Die bringen bei der Gelegenheit dann auch gleich ihre Kinder in der Schule vorbei und sammeln sie nach Feierabend bei den jeweiligen Freizeitaufsichtsbevollmächtigten wieder ein. Überhaupt gelingt der Zugriff auf die Zivilisation als Bollenstedter nur, indem man sich für jede Kleinigkeit ins Auto setzt und etliche Kilometer weit fährt. Oder man wartet bis Montag, fährt mit dem Bus zu seinem Ziel und kommt dann am Mittwoch wieder nach Hause. Oder Freitag, wenn man den Mittwochsbus verpasst. Weder das eine noch das andere ist erstrebenswert.

Es bleibt einem folglich nichts weiter übrig, als die menschlichen Grundbedürfnisse selbst zu organisieren und sich, wo immer es geht, von der Außenwelt unabhängig zu machen. Zum Glück ist überall im Ort das Internet verfügbar. Und das sogar in halbwegs akzeptabler Geschwindigkeit. Was uns das Gefühl gibt, irgendwie doch in der Gegenwart angekommen zu sein. Aber alles

darüber hinaus ist ... na ja ... kompliziert. Womit auch klar wird, warum so eine universalmedizinische Einrichtung, wie ich sie nebenbei betreibe, geradezu lebensnotwendig in unserem Dorf ist.

Ich biete das komplette medizinische und, wenn jemand ausdrücklich darauf besteht, sogar das paramedizinische Spektrum an. Zugegeben, das hat ein bisschen was von Supermarkt. Ich habe die schulmedizinischen Produkte ebenso im Regal wie Hahnemanns Kügelchen gegen Menstruationsbeschwerden oder Achselschweiß. Bei mir bekommt man die traditionelle chinesische Akupunktur, wenn's im Darm zwickt. Ich behandle hohen Blutdruck und schmerzende Knie mit Ayurveda und Bachblüten oder biete Misteltherapien an, um nur einige meiner Verkaufsschlager zu nennen. Ausgesprochen beliebt sind seit jeher auch meine Yoga-Abendkurse, die vorzugsweise von der Bollenstedter Damenwelt in Anspruch genommen werden.

Dank meiner allumfassenden Angebotspalette muss niemand aus dem Dorf bei gesundheitlichen Problemen eine halbe Weltreise antreten, um sich dann in den Arztpraxen stundenlang den Hintern platt zu sitzen, sofern er überhaupt zeitnah einen Termin bekommt. Das ist bei mir anders: kurze Wege, keine langen Wartezeiten, individuelle, bedarfsorientierte Behandlung, auf Wunsch Hausbesuche, immer ein Ohr für die Probleme meiner Kunden und faire Preise. Eine absolute Win-win-Situation.

Die Renner in meiner Praxis jedoch, oder besser gesagt, in unserem gemeinsamen Gesundheitshaus, sind aber die Produkte aus Mamas Hexenküche. Mama war schon immer sehr kreativ, wenn es darum ging, Rezepte auf der Basis dessen zu entwickeln, was die Natur in und um Bollenstedt zu bieten hat. Elixiere, Pülverchen, Tees, Öle,

Liköre, Brotaufstriche, experimentelle Kräutermischungen, gewagte Kompositionen aus organischen und anorganischen Substanzen. Nicht ganz billig, dafür wirksam. Sie arbeitet auf der Grundlage von Yin und Yang: zu jedem Rezept ein Gegenrezept. Das muss sein, sagt sie. Weil die Nebenwirkungen der Medizin aus ihrem Repertoire nicht immer kalkulierbar sind und der geneigte Patient mich, oder besser Mama, gelegentlich ein zweites Mal aufsuchen muss, um sich etwas gegen die ungewollten Auswüchse des tags zuvor aus ihrem Giftschränk erworbenen Destillats zu besorgen.

»No problem«, zeigt sich Mama in solchen Fällen uneindringlich und erklärt dem leidenden Kunden: »Das ist die typische Anfangsverschlimmerung. Ich gebe dir was zur Linderung. Wenn du bis morgen durchhältst, bist du über'n Berg.«

Møpsen unterstreicht ihr fundiertes Urteil stets mit einem drohenden Knurren, um jeglichen unqualifizierten Patientenwiderspruch im Keim zu ersticken. Und dann ist die Welt wieder in Ordnung.

Auf diese Weise funktioniert das Leben in Bollenstedt. Zumal fast alle Bewohner ihren Teil dazu beitragen, die Dorfgemeinschaft am Leben zu halten und der Welt da draußen den Stinkefinger zu zeigen. Wie etwa mein bester Freund Shorty, der knapp zwei Meter lang und spindeldürr ist und nur wegen seines Nachnamens – er heißt Kurz – so genannt wird. Shorty betreibt eine Reparaturwerkstatt, in der er ohne Ausnahme alles wieder zum Laufen bringt. Von der elektrischen Zahnbürste über den Vibrator bis hin zum uralten Lanz-Bulldog. Oder Herbie, der Metal-Freak, der seit ewigen Jahren davon träumt, in Bollenstedt ein Festival à la Wacken oder Rockharz auf

die Beine zu stellen. Hinter dem Dorf, auf den vor sich hin wuchernden ehemaligen Kuhweiden meines zweiten besten Freundes Jo. Bisher ist das aber an der horrenden Geldsumme gescheitert, die Jo für die Nutzung haben will.

Jo ist außerdem einer der Wenigen im Dorf, deren gesellschaftliche Beiträge eher bescheidener Natur sind. Genau genommen ist so ziemlich alles, was mit Jo zu tun hat, bescheiden. Abgesehen von seinem grenzenlosen Geiz. Sichtbarstes Zeichen dafür ist sein Aussiedlerhof, der wie ein Lost Place wirkt. Ohne das »Lost« allerdings, weil Jo da ja wohnt. Das Anwesen ist folglich nicht verlassen, auch wenn es einem so vorkommen mag.

Dummerweise ist das bis zu den Urbexern, diesen Leuten, die unerlaubt in rottigen Hütten herumschnüffeln, bisher nicht durchgedrungen. Das führt gelegentlich zu Missverständnissen. Wenn etwa so ein Urbexer – weiß der Geier, warum und woher – Wind von Jos Gebäudeensemble bekommt und meint, er müsse es etwas gründlicher erforschen. Er wird im Zuge seiner Expedition unweigerlich in einer düsteren Scheunenecke auf Jo treffen. Immer! Ohne Ausnahme! Eine Begegnung, die den Urbexer schreiend davonrennen lässt, im Glauben, er habe dem Leibhaftigen ins Antlitz geschaut.

So geschah es auch neulich. Da hatte sich mal wieder einer von diesen Urbexer-Typen in Jos Bruchbuden verirrt und war dem geisterhaften Hausherrn in die Arme gelaufen ... oder besser gesagt: gefallen.

Dieses Zusammentreffen allerdings löste eine Folge von Ereignissen aus, die niemand vorhersehen konnte.

HMPF ... GRMPF ...

Meine Bluttour hatte sich an jenem Abend unerwartet lange hingezogen. Zu Hause angekommen, hatte ich Mama nur kurz begrüßt und war sofort nach oben in meine kleine Wohnung gegangen.

Wie immer, wenn ich unterwegs war, hatte Mama die meisten Leidgeplagten auf den folgenden Tag vertröstet und nur die minderschweren Fälle direkt an ihrem Tresen mit ein paar aufbauenden Worten und diversen Mittelchen aus ihrem Giftschränk therapiert. Meine fachliche Expertise war erst wieder gefragt, wenn tags darauf zu den Vertrösteten noch jene mit den schweren Nebenwirkungen auftauchten und sich im Keller vor der Sprechzimmertür auf meinen selbst gezimmerten Wandbänken aus alten Euro-Paletten drängten.

Jo rief mich an, als ich es mir gerade nach dem Abendessen mit einem Bier vor dem Fernseher gemütlich machen wollte.

»Kannste mal schnell zu mir rüberkommen?«

Seine Stimme klang merkwürdig angespannt, mit einem leichten Hauch Panik unterlegt. Eher untypisch für ihn. Was wiederum mich mit Unbehagen erfüllte.

»Und bring deinen Arztkoffer mit.«

»Arztkoffer?«, fragte ich sicherheitshalber nach.

»Ja. Ein paar Blutkonserven könnten auch nicht schaden. Wenn du noch welche da hast.«

»Nicht dein Ernst!«

Das hörte sich wenig beruhigend an.

»Doch. Mein voller Ernst!«

»Aber ich kenne ja nicht mal die Blutgrup...«

»Blutgruppe weiß ich auch nicht«, schnitt Jo mir schroff das Wort ab. »Bring mit, was da ist. Wird schon was Passendes dabei sein.«

»Was ist denn passiert?«

Jetzt machte ich mir ernsthaft Sorgen.

»Siehst du, wenn du kommst. Ist nicht weiter schlimm. Bis gleich.«

Jo hatte aufgelegt, ehe ich noch ein Wort entgegen konnte.

Was sollte ich tun? Seinen Anruf ignorieren und mich vor den Fernseher fläzen konnte ich vergessen. Erstens war Jo einer meiner besten Freunde und zweitens stand der hippokratische Eid dagegen, den ich mir irgendwann mal geschworen hatte. Also packte ich meine Notfallausrüstung zusammen, ließ ein paar Blutbeutel aus dem Tiefkühlschrank in meine kleine Gefrierbox wandern und klemmte mir zur Sicherheit noch mein wichtigstes medizinisches Nachschlagewerk unter den Arm. Das Büchlein mit seinen etwas abgegriffenen Seiten und dem Titel »Chirurgie für Dummies« hatte mir schon so manchen guten Dienst erwiesen, wenn es mal eng wurde. Man konnte sich schließlich nicht jeden Handgriff merken.

Ich huschte aus dem Haus, ohne Mama Bescheid zu geben. Vermutlich war sie wieder mal vor dem Fernseher eingenickt, da wollte ich sie nicht wecken. Sieben Minuten später erreichte ich Jos Hof. Im Schrittempo überwand ich mit meinem Fiat Fiorino den holprigen Pflasterbelag und parkte direkt vor der Haustür, neben dem Einstellplatz des koreanischen Reiskochers – so nannte Jo seinen Kia Sportage. Der Platz war mal wieder leer. Früher stand

dort ein Mercedes-Benz. Als der vor etwa zwei Jahren den Geist aufgegeben hatte, war Jo auf diesen verpönten Asiaten umgestiegen. Nicht aus Überzeugung, sondern weil ihm ein windiger Hinterhofhändler das Ding zu einem unschlagbar günstigen Preis angedreht hatte. Seitdem verpestete er mit dem alten Koreaner die Luft, wenn die Karre ausnahmsweise mal nicht bei Shorty in der Werkstatt stand. Da stand sie nämlich die meiste Zeit – so auch jetzt.

Jos Haustür war unverschlossen. Eine Klingel gab es nicht und Klopfen konnte man vergessen. Das Pochen wäre nicht angekommen, sondern auf halbem Weg verendet. Also trat ich ohne Ankündigung ein.

Jo saß, wie üblich, in der Küche hinter dem Esstisch auf seiner Bank, hielt mit rechts eine Fliegenpatsche fest, die, auf die Tischplatte gestützt, senkrecht neben ihm in die Höhe ragte. Jederzeit zum Schlag bereit. Vor ihm lag aufgeschlagen der Harzkurier, unsere regionale Tageszeitung, auf die das trübe Licht der Deckenfanzel schien. Ich habe bis heute nicht herausgefunden, ob Jo die Zeitung wirklich jemals las oder nur die Buchstaben bewunderte. Noch nie hatte er in meinem Beisein die Seiten umgeblättert.

Doch irgendetwas passte nicht in dieses Stilleben. Es fiel mir erst auf den zweiten Blick auf. Links in der lichtfernen Ecke hockte noch jemand. Eine ganz in schwarze Klamotten gehüllte Gestalt. Ein junger Kerl. Zusammengekauert. Die Hände hinter der Rückenlehne des wackeligen Küchenstuhls mit Handschellen gefesselt. Das waren so Dinger mit rosa Kunstfellbesatz. Keine Ahnung, wo Jo die herhatte. Er war nie damit rausgerückt, wie sie in seinen Besitz gelangt waren. Ich vermute, er hatte sie bei einem seiner Besuche in Braunschweig mitgehen lassen. Da fährt er ab und zu hin, wenn er unter Druck steht und in einem

der Etablissements in der Bruchstraße Dampf ablassen muss. Shorty und ich sind überzeugt, dass er sich da immer sein körperliches und seelisches Gleichgewicht zurückholt. Kündigt sich schon Tage vorher an, dass es wieder so weit ist. Man kann dann kein vernünftiges Wort mehr mit ihm reden. Er ist einfach nur mies drauf. Und plötzlich ist er verschwunden. Sagt vorher niemandem Bescheid. Wir wissen trotzdem, wo er sich rumtreibt. Wenn er am nächsten Tag zurückkommt, hat er diesen verträumten Blick drauf und ist die Ruhe und Ausgeglichenheit selbst.

»Hallo ...«, grüßte ich irritiert.

Jo reagierte nicht.

Ich blieb einen Moment in der Küchentür stehen, versuchte, die merkwürdige Situation zu begreifen. Dann trat ich zögernd zu ihm an den Tisch.

»Äh, ja ... also, da bin ich ...«

»Hm ...« Mehr gab er nicht von sich, starrte weiter auf seine Zeitung.

»Und? Wo ist der Notfall?«

Mit einer knappen Kopfbewegung deutete er auf die bedauernswerte Figur auf dem Stuhl.

»Der? Wer ist das?«

»Hmpf ... grmpf ...«, meldete sich der Typ zu Wort. Als wolle er sich selbst vorstellen. Ein hoffnungsloser Versuch. Das Gaffa-Tape, das Jo ihm über den Mund geklebt hatte, hinderte ihn daran, sich deutlicher zu artikulieren.

»Wegen dem hast du mich gerufen? Der sieht aber nicht aus wie einer, der dringend ärztliche Hilfe braucht. Eher wie 'n Gefangener.«

Ich sah noch einmal genauer hin. Jetzt fiel mir auf, dass der Kerl einen blutdurchtränkten Stofffetzen um seine

rechte Wade gewickelt trug. Sein linker Unterschenkel war mit einem Kabelbinder am Stuhlbein fixiert.

»Hmpf ... grmpf ...«

»Halt's Maul«, blaffte Jo und stieß mit der Fliegenpatsche vehement in Richtung seines ungebetenen Gastes, als wolle er ihn erdolchen. Dann wandte er sich mir zu und sah mir das erste Mal, seit ich eingetreten war, in die Augen. »Ist wieder einer von diesen ... diesen ... Scheiß-Urbexern. Alle Nase lang kriechen die bei mir rum. Ich hab langsam die Schnauze voll von denen!«, fauchte er.

Jo war stinksauer.

»Nun mach aber halblang«, beschwichtigte ich ihn. »Ist ja nicht so, dass die jeden Tag deinen Hof belagern.«

»Geh'n mir trotzdem auf'n Sack, die Arschgeigen.«

»Was ist passiert?«

Ich näherte mich dem Urbexer von der Seite.

»Hmpf ... grmpf ... hmmgrrll ...«

Der Körper des armen Kerls erwachte zum Leben. Er ruckelte und zerrte an den Handschellen. Der Stuhl ächzte bedenklich.

»Warum hast du ihm eigentlich den Mund zugeklebt?«, fragte ich Jo.

»Weil er gequiekt hat wie ein Schwein, das abgestochen wird. Ich musste ihn ruhigstellen, damit ich ihn verbinden konnte.«

»Was hat er denn nun für Probleme?«

Jo winkte mit seiner Fliegenpatsche ab. »Ach, nur 'ne kleine Fleischwunde an der Wade. Muss genäht werden.«

»Und die hat er sich wie zugezogen?«

Manchmal musste man Jo jedes Wort aus der Nase ziehen.

»Die Leiter runtergefallen isser. Drüben in der Scheune.«

»Hmpf ... grmpf ...«, warf der Urbexer ein.

Jo reagierte nicht auf den Zwischenruf.

»Bin zum Glück grad dazugekommen und hab ihn aufgefangen. Sonst hätte er sich garantiert das Genick gebrochen.«

»Grmpf ...«

»Du bist also sein Lebensretter ... sozusagen. Und dann hast du ihm die Wunde mit diesem ... diesem ...«, ich deutete auf das Gewebe, das sich um den Unterschenkel des Kerls wand, »... was ist das eigentlich?«

»Alte Gardine. Hatte ich zufällig rumliegen.«

»Alte Gardine? Geht's noch?« Ich bedachte Jo mit einem strengen Blick. »Hast du kein Erste-Hilfe-Set?«

»Bin ich der Medizinmann oder du?«

Es war schon immer schwierig, mit einem Sturkopf wie Jo zu diskutieren. Und in der aktuellen Situation zudem kontraproduktiv. So, wie der Urbexer uns in diesem Moment mit weit aufgerissenen Augen anstarrte, stand er kurz vor dem Exitus. Ich musste handeln.

»Ich nehme ihm mal das Tape vom Mund«, erklärte ich Jo. »Wenn ich ihn behandeln soll, muss ich mit ihm reden können.«

»Na schön. Wenn du meinst.« Jo grinste hinterhältig.

Ich pulte konzentriert mit Daumen und Zeigefinger eine Ecke des Tapes von der Wange des Kerls. Das Zeug klebte aber auch so was von fest! Dann bekam ich den Zipfel endlich zu fassen und mit einem Ruck ...

»Aua! Verdammte Scheiße!«

Jo hatte recht. Das Gebrüll des Urbexers ging einem durch Mark und Bein.

»Jetzt bleiben wir mal ganz ruhig«, versuchte ich mit sonorer Stimme dagegenzuhalten. Man durfte sich als

Arzt nicht von den Emotionen des Patienten beeindruckten lassen.

»Wer ist das?«, kreischte der Urbexer mit Blick auf Jo und deutete unter ekstatischen Verrenkungen seines Halses mit dem Kopf auf mich, seine Hände waren ja gefesselt.

»Das ist Freddie, unser Doc«, stellte Jo mich vor.

»Der ist Arzt?« Im Gesicht des Kerls spiegelte sich das blanke Entsetzen. »Und was schleppt der da mit sich rum?«

»Meinen Notfallkoffer«, erklärte ich. »Chirurgisches Besteck, Infusionen, Medikamente – was man eben so braucht.«

»Und in der Kiste?« Der Urbexer deutete auf meine Gefrierbox. Er schien nicht beruhigt. Eher das Gegenteil.

»Blutkonserven«, erwiderte ich wahrheitsgemäß. »Nur für den Notfall. Welche Blutgruppe hast du?« Ich duzte ihn ganz bewusst, wollte ihm die Angst nehmen. In meiner Praxis klappte das immer vorzüglich bei neuen Patienten. Dieser hier schien jedoch resistent gegenüber vertrauensbildenden Maßnahmen.

»Ich glaub, ich spinne!«, tobte der Urbexer, wild an seinen Fesseln reißend. »Willst du mich umbringen?«

»Nicht im Geringsten, mein Freund«, säuselte ich. »Ich will dich heilen. Wie heißt du eigentlich?«

»Fass mich bloß nicht an!«

Statt zu kooperieren, plärrte der Idiot uns lieber unhaltbare Forderungen entgegen.

»Ihr ruft jetzt sofort die Eins-Eins-Zwei an! Ich will, dass ein Notarzt kommt! Sonst ...«

»Sonst was?«

Ohne Vorwarnung erhob sich Jo von seiner Bank. Etwas, das er außer der Reihe nur in Extremsituationen

tat. Dies schien solch ein Moment zu sein. Er schob sich hinter dem Tisch hervor und baute sich in seiner vollen Größe und Leibesfülle vor dem Urbexer auf, der augenblicklich verstummte und in sich zusammensackte.

»So kommen wir nicht weiter.« Ich seufzte kopfschüttelnd.

»Sehe ich genauso«, pflichtete Jo mir bei, griff sich den Streifen Gaffa-Tape und pappte ihn wieder auf den Mund des Kerls.

»Hmpf ... Grmpf ...«

»Klingt doch schon viel versöhnlicher«, brummte Jo. »Und jetzt fang endlich an, das Bein von dem Arsch zu flicken. Sonst werden wir hier nie fertig.«

»Dann geh mal und mach Wasser heiß«, forderte ich ihn auf. »Muss ja alles steril sein. Ich will nicht, dass der Arme nachher noch 'ne Sepsis an der Backe hat.«

»Hmpf ... Grmpf ...«

Wenig später schleppte Jo das kochende Wasser an und ich legte das Operationsbesteck hinein. So weit lief alles wie geplant. Eine kleine Verzögerung gab es dann aber doch, als wir uns über die Art der Anästhesie nicht sofort einig wurden. Ich hatte für eine örtliche Betäubung einen Wirkstoff im Koffer, den ich mal einem Zahnarzt im Darknet abgeschwatzt hatte. Lidocain hieß das Zeug. Dummerweise war das Mindesthaltbarkeitsdatum schon vor längerer Zeit abgelaufen. Daher schlug ich Jo eine Vollnarkose unter Verwendung einer Flasche aus seinem Spirituosenkontingent vor. Ich wusste, dass er neben billigem Doppelkorn noch andere hochprozentige Substanzen hortete, die eine durchschlagende Wirkung versprachen. Die Flasche Absinth etwa. Ich fand, das grüne Zeug war wie gemacht für eine Narkose.

Jo war mit meinem Vorschlag allerdings überhaupt nicht

einverstanden und es entspann sich eine hitzige Diskussion, zu der auch unser Patient mit seinen undefinierbaren Urlauten beitrug. Nach einigen Minuten Wortgefecht warf ich das Handtuch und jagte dem Urbexer eine Ampulle des abgelaufenen Zahnarzt-Anästhetikums in die Wade.

Der Kerl verdrehte kurz die Augen und war einen Augenblick lang völlig weggetreten. Eine Reaktion, die ich schon öfter bei Patienten beobachtet hatte, wenn sie sich mit einer Spritze konfrontiert sahen.

»So, dann wollen wir doch mal sehen, wie das genau funktioniert mit dem Nähen«, sagte ich leise zu mir selbst. Wie es schien, nicht leise genug, denn mein Patient verfiel plötzlich in konvulsivische Verrenkungen, begleitet von dumpfen Grunzlauten. Ich verstand nicht, warum er sich so vehement gegen die anstehende Behandlung stemmte.

Sein renitentes Verhalten ignorierend, vertiefte ich mich in mein Dummies-Nachschlagewerk. Schnell hatte ich das maßgebliche Kapitel gefunden, überflog es kurz und begann mit meiner Arbeit.

Jo hatte sich in Kopfhöhe neben dem Urbexer positioniert und stellte ihn mit stechendem Blick und erhobener Fliegenpatsche ruhig. Vielleicht hätte es des Anästhetikums überhaupt nicht bedurft.

Nach einer halben Stunde intensiver Flickarbeit hatte ich mein Werk vollbracht. Ich verglich die geschlossene Wunde mit dem Foto im Buch. Es war kaum ein Unterschied zu erkennen. Perfekt! Eine echt professionelle Naht hatte ich da in die Wade gestochen!

Jo hob anerkennend den Daumen.

»Hmpf ... grmpf ...«, blubberte der Urbexer unter dem Gaffa-Tape und zerrte an seinen Fesseln. Tränen wässerten seine Augen.

»Klingt, als wäre er sauer«, argwöhnte ich und machte mich daran, einen Verband um die frische Naht zu legen.

»Nö.« Jo schüttelte den Kopf. »Ich glaube, er ist auch ganz zufrieden.«

»Ausgezeichnet. Dann müssen wir jetzt nur noch die Sache mit dem Honorar klären.« Ich hatte die Binde mit einem Clip fixiert und richtete mich auf.

»Bar oder Karte?«, fragte ich den Urbexer.

»Hmpf ... grmpf ...?«

»Vielleicht sollten wir ihm jetzt wieder das Tape abnehmen«, überlegte Jo. »Dann versteht man ihn besser.«

Ich nickte und Jo riss ihm das Klebeband vom Mund.

»Aua! Ihr verdammten Arschlöcher!«

»Siehste, sofort plärrt er wieder«, stellte Jo enttäuscht fest.

»Bar oder Karte«, wiederholte ich, an den Urbexer gerichtet.

»Was?«

»Ob du die Behandlung cash begleichen willst oder mit Kreditkarte!«, brüllte ich zurück. »Bist du taub?«

»Wie, begleichen? Was soll das denn jetzt?«

»Du glaubst doch nicht im Ernst, dass ich dich für lau zusammengeflickt habe. Sehe ich aus wie die Wohlfahrt?«

»Ihr seid ja irre! Alle beide!« Der Urbexer zerrte wild an den Fesseln.

»Lass ihn«, winkte Jo ab. »Ich habe ihm vorhin schon das Smartphone und sein Portemonnaie abgenommen. Hat genug Bargeld dabei, der Penner.«

Er griff in seine Hosentasche, förderte eine Geldbörse zutage, öffnete sie und zog genüsslich ein paar Scheine heraus, die er mir hinhielt.

»Das müsste reichen«, sagte er. »Den Rest behalte ich für mich als kleine Aufwandsentschädigung.«

Ich nahm das Geld entgegen, zählte kurz nach, nickte und steckte es ein.

»Heee! Was soll das?«, krakeelte der Urbexer. »Das ist Diebstahl!«

»Der Typ geht mir so was von auf den Sack mit seinem Geheule«, grollte Jo.

Er packte den Wicht am Kragen und lupfte ihn ein Stück in die Höhe. Mitsamt Stuhl.

»Wenn du nicht sofort deine Klappe hältst, erschlage ich dich mit meiner Patsche!«, blaffte er ihn an. »Und dann pflüge ich dich auf meinem Acker unter. Findet dich keiner!«

»Was machen wir denn jetzt mit ihm?«, lenkte ich Jos Aufmerksamkeit wieder auf mich.

»Na, was schon? Laufen lassen«, knurrte er giftig. »Bin froh, wenn ich den los bin. Schneid mal den Kabelbinder durch und mach ihm die Handschellen ab.«

Er klemmte sich die Fliegenpatsche zwischen die Zähne und fummelte in seiner Hosentasche herum, während er mit der linken Hand weiter den zappelnden Urbexer festhielt. Dann zog er einen kleinen Schlüssel heraus und warf ihn mir zu.

»Hier«, sagte er nur.

Kaum hatte ich den frisch Operierten vom Stuhl befreit, schleifte Jo ihn zur Haustür. Mit einem kräftigen Tritt in den Hintern beförderte er ihn nach draußen und schleuderte ihm sein Portemonnaie und das Smartphone hinterher.

»Wehe, ich entdecke irgendwo eins von den Fotos, die du von meinem Hof gemacht hast«, brüllte er mit drohend erhobener Patsche dem Urbexer zu, der sich wimmernd aufrappelte. »Und jetzt verpiss dich endlich! Bestell dei-

nen Bruchbuden-Kumpels einen schönen Gruß von mir! Wenn hier noch einmal einer auftaucht, nagele ich ihn ans Scheunentor! Zur Abschreckung! Hast du das kapiert?»

»Du bist doch irre! Ich mach dich platt, verlass dich drauf!«, krächzte der Urbexer, raffte hektisch seine Habseligkeiten zusammen und suchte fluchtartig humpelnd das Weite.

»Kannste ja versuchen, du Klappstuhl! Freu ich mich drauf!«

Jo gebärdete sich wie ein Vulkan kurz vor dem Ausbruch. Ich beobachtete das Geschehen aus sicherer Distanz. Der Gute sollte unbedingt mal wieder nach Braunschweig fahren, überlegte ich. Es war höchste Zeit für seinen nächsten Wellness-Trip.

DER MORGEN DANACH

Das morgendliche Aufwachen in Bollenstedt folgt einem exakt durchgetakteten Ablauf. Dieser Prozess wiederum ist die Voraussetzung dafür, dass auch der Rest des Tages nicht aus den Fugen gerät. Er ist mithin die Grundlage für ein harmonisches und entspanntes Miteinander.

Wo anderenorts in seltenen Fällen noch der Hahn krähen mag, sorgen in Bollenstedt Mama und Møpsen mit unerschütterlicher Disziplin pünktlich um fünf Uhr morgens für das erste Lebenszeichen. Sie folgen einem nahezu identischen Biorhythmus, der sie in aller Herrgottsfrühe aus dem Bett treibt. Jedes Mal, bevor Mama zur Toilette abbiegt, öffnet sie Møpsen die Hintertür. Das Vieh schießt hinaus in den Garten, vergisst augenblicklich, dass es pinkeln will, und nimmt seinen Beobachtungsposten am Gartenzaun ein, mit Blick auf die Straße. Dann beginnt es mit einem ohrenbetäubenden, keifenden Gekläff. Warum und wen Møpsen dabei im Visier hat, bleibt sein Geheimnis. Dieser geifernde Lärm reißt etwa die Hälfte der Bollenstedter aus den Federn. Unter ihnen auch Metal-Herbie. Dessen erste Tat wiederum ist es, unmittelbar nachdem er die Augen aufgeschlagen hat, seine überdimensionierte Soundanlage anzuwerfen und Motörheads »The Hammer« durch das geöffnete Schlafzimmerfenster nach draußen zu powern. Sein bassgeschwängerter Weckruf bringt die Hauswände der anderen Dorfhälfte zum Zittern und die Schlafenden dazu, senkrecht im Bett zu stehen.

Nach dieser Zeremonie ist garantiert jeder wach und kann seinen täglichen Aufgaben nachgehen. Morgen für Morgen verrichten Mama, Møpsen und Herbie zuverlässig ihren Job. Nicht einmal der Wechsel von Sommer auf Winterzeit und umgekehrt kann daran etwas ändern. Diese 60-minütige Variable bleibt ohne Einfluss auf unseren Lebensrhythmus. Zugegeben, im Zusammenspiel mit der Welt außerhalb der Ortsgrenzen führt das Ignorieren der Zeitumstellung regelmäßig zu leichten Verwerfungen. Trotzdem folgen wir unbeirrt unserem eigenen Takt. Ohne Rücksicht auf irgendwelche Uhren. Uhren können stehen bleiben oder falschgehen. Mama, Møpsen und Herbie nicht.

Aber irgendetwas war an diesem Morgen anders. Nicht so, wie es sein sollte. Kein lautstarkes Belfern und Geifern oder Lemmy Kilmisters Reibeisenstimme, kein Hochschrecken aus einem Traum, begleitet von rasendem Puls. Stattdessen ein leises Klacken gegen die heruntergelassenen Jalousien meines Schlafzimmerfensters. Hagel, dachte ich, noch völlig von Schlafnebel umfangen. Sekunden später war ich etwas wacher und revidierte meinen Verdacht. Keine Hagelkörner, eher Steine. Und eine energische Stimme, die meinen Namen rief:

»Freddie! He, Freddie, wach auf!«

Ich wuchtete mich aus dem Bett, stolperte durch das stockdunkle Zimmer. Rammte die Zehen meines Fußes gegen die Kommode, unterdrückte einen Schmerzensschrei. Hüpfend erreichte ich die Jalousie, zog sie hoch. Ich riss das Fenster auf und starrte nach unten in das Gesicht von Sabrina, meiner Nachbarin von gegenüber. Sie stand im gleißenden Licht der Morgensonne und starrte mich wütend an.

»Was 'n los?«, brabbelte ich. »Is' was passiert? Tote? Verletzte? Moment! Ich komme sofort!«

»Keine Toten und Verletzten! Viel schlimmer!«, keifte Sabrina. »Weißt du, wie spät es ist?«

»Früh ... zu früh, wenn du mich fragst.«

Da ich erst kurz nach Mitternacht ins Bett gekrochen war, fehlten mir jetzt gefühlt ein paar Stunden Schlaf. Aber das erklärte nicht das unbeherrschte Gebaren meiner Nachbarin. Den wahren Grund hatte ich bereits selbst erkannt: Die Sonne stand schon recht hoch.

»Zu früh? Von wegen! Auf meiner Küchenuhr ist es acht, verdammt noch mal! Drei Stunden zu spät!«

Sabrina kam richtig in Fahrt.

»Echt jetzt? Du guckst noch auf die Uhr? Geht die vielleicht vor? Es ist doch alles still. Die anderen schlafen auch noch.«

»Kein Wunder, wenn euer Scheiß-Köter nicht pünktlich Rabatz macht!« Sabrina japste. »Was ist mit euch? Muss ich mir doch wieder 'n Wecker anschaffen?« Sie stand kurz davor, die Fassung zu verlieren. »Die haben von der Arbeit angerufen, wollten wissen, wo ich bleibe. Und die Kinder verpassen jetzt die erste Stunde. Physik!«

Ich winkte ab. »Ach, Physik is' nich' wichtig«, versuchte ich, sie zu besänftigen. »Und du meinst ... Wirklich schon so spät? Und Møpsen hat nicht ...?«

»Herrgott, nein! Hat er nicht!«

Allmählich wurde mir die ungeheure Dimension des Vorfalls bewusst. Es hätte ja durchaus sein können, dass ich, was im Grunde – obwohl es gestern spät geworden war – unmöglich ist ... Aber angenommen, es wäre so, dass ich das Klaffen und sogar Lemmy Kilmister überhört hätte, dann ...

»Du heilige Scheiße!«, stieß ich aus, knallte das Fenster zu und stolperte aus dem Zimmer und die Treppe hinunter.

In der Wohnung meiner Mutter im Erdgeschoss rührte sich nichts. Nacheinander riss ich die Türen auf. Küche, Wohnzimmer, Bad. Vor dem Schlafzimmer zögerte ich kurz. Hinter der Tür verbarg sich Mamas Intimsphäre. Ein Raum, in den man nicht so einfach eindrang. Ich klopfte. Stille.

Ich klopfte noch einmal. Mit der geballten Faust etwas kräftiger.

Ein leiser Klagelaut drang als Antwort zu mir heraus. Eine Mischung aus dumpfem Knurren und gequältem Jaulen.

Mama hatte Herrenbesuch? In ihrem Alter? Hm, vielleicht hatte sie ein Mittelchen parat, das sich positiv auf ihre Libido auswirkte.

Blödsinn!

Das würde Mama ihrem verstorbenen Mann, meinem Papa, nie antun! Ich riss die Tür auf. Starrte auf ein leeres Bett. Zerwühlt, aber leer. Zwei Schlafanzugteile hingen über das Fußende der Matratze. Hingeworfen. Ich starrte weiter, jetzt etwas mehr nach rechts, auf das Hundekissen neben dem Bett. Das war nicht leer!

Møpsen lag darauf. Liegt er sonst auch. Aber nicht so! Die Vorder- und Hinterpfoten waren mit Kabelbindern fixiert, um die Stummelschnauze Gaffa-Tape gewickelt. Schon wieder Gaffa-Tape – diese Allzweckwaffe! Kein Wunder, dass der Hund nicht mehr als ein paar fragwürdige Knurröne herausbekam. Und ich dachte einen Moment lang, Mama treibt es mit einem Lover!

»Zum Teufel, wer hat dich denn so eingepackt?«, stieß ich angewidert aus.

Der Antwort auf die Frage konnte ich später auf den Grund gehen. Erst einmal musste ich Møpsen von seinen Fesseln befreien. In der Schublade des Nachtschränkchens fand ich eine alte, verbogene Nagelschere. Der jahrelange Kampf mit Mamas Fußnägeln hatte die Funktionstüchtigkeit des Werkzeugs deutlich herabgesetzt. Das spürte ich, als ich unter größter Kraftanstrengung und mit zusammengebissenen Zähnen versuchte, die Kabelbinder zu durchtrennen. Schließlich gelang mir das Kunststück.

Weiter kam ich nicht. Ehe ich mich dem Tape widmen konnte, sprang Møpsen von seinem Lager auf und rannte wie die gesengte Sau durch die Wohnung hin zur Hintertür. Ich schlappte eilig hinterher, öffnete ihm die Tür. Ich verstand seinen quälenden Drang, keine Frage!

Aus Gründen, die vermutlich nur Tierpsychologen nachvollziehen können, rannte Møpsen nicht sofort dahin, wo ich dachte, dass er hinrennt. Stattdessen wetzte er zum Zaun, richtete sich daran auf und ... ja, dann merkte er wohl, dass er immer noch das Klebeband um seine Schnauze gewickelt hatte. Mit einem enttäuschten Grunzlaut brach er sein Vorhaben ab und verzog sich in seine Pinkecke. Danach kam er zu mir, legte seinen Kopf in den Nacken und ließ seine flehenden Augen auf mir ruhen. Ich erbarmte mich und befreite ihn von dem Tape.

Møpsen atmete nur einmal tief durch und düste sofort wieder zum Zaun zurück, kläffte seinen ganzen Frust über die erlittene Qual heraus. Sekunden später ertönte auch schon Lemmys Hammer.

Bollenstedt erwachte. Das Leben bog mit drei Stunden Verspätung in die gewohnten Bahnen ein. Die Welt war wieder in Ordnung.

Meine Welt hingegen war alles andere als in Ordnung.

Wo, zum Kuckuck, steckte Mama?

»Mama!«

Ein weiteres Mal rannte ich durch alle Zimmer, stolperte in der Küche über Møpsen, der vor seinem Futternapf herumtänzelte und wütend zeternd sein Frühstück einforderte. Den Köter interessierte das Schicksal seines Frauchens offensichtlich einen Dreck. Undankbares Vieh!

»Mamaaa ...!«

Ich hetzte durch die Diele, vorbei am Empfangstresen. Nahm im Vorbeilaufen vor der Haustür Stimmengemurmel wahr. Ich stolperte die Stufen hinunter zu meiner Praxis. Hatte Mama die Nacht dort unten verbracht? Den Ort für ihre Kräuterexperimente in mein Refugium verlagert?

Nein, hier war niemand. Fand ich sie im Schuppen oder in der Garage? Erhängt? Oder einer Kohlenmonoxidvergiftung erlegen? Selbstmord? Aber warum hätte sie das tun sollen? Ihr musste es gut gehen. Sie war gesund. Sie hatte mich, sie hatte Møpsen, sie genoss einen erstklassigen Ruf als Kräuterhexe. Alles Zutaten, die ihr Leben zum Fest machten. Würde sie sich das durch Suizid versauen?

Eine Frage, die ich mit »Nein« beantwortet hätte, wüsste ich nicht, dass sie manchmal zu wenig plausiblen Handlungen neigt. Also hin und nachsehen! Ich schoss hinten raus durch die Kellertür. Im Augenwinkel nahm ich ein paar Personen wahr, die sich an der Straße vor dem Haus herumdrückten. War mir egal. Meine Sorge galt in diesem Moment allein dem Schicksal von Mama.

Im Schuppen hing sie nicht. Gott sei Dank! Ebenso wenig lag sie in der Garage, die Nase im Auspuff meines im Leerlauf tuckernden Fiat. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Sie hatte sich nicht ins Jenseits verabschiedet. Aber

wohin dann? Im Haus gab es keine Spur von ihr, so viel stand fest. Und warum hatte sie ihren Liebling so unwürdig verpackt?

Dann fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Entführung!

Das war es! Jemand hatte Mama entführt! Ein absurder Gedanke, zugegeben. Weit und breit kein Motiv. Trotzdem fiel mir kein anderer Grund für ihr Nichtvorhandensein ein.

Zurück im Hausflur hörte ich wieder das Stimmengemurmel, das von draußen hereindrang. Es war lauter geworden und aufdringlicher. Ich ging zur Tür, öffnete.

»Dat warrt ok Tied!«, blökte mir der alte Kampmann aus dem Unterdorf entgegen. Er stand vor der Meute und bildete die Speerspitze. Berührte mich fast mit seiner riesigen Hakennase. »Wat is los bi jöck? Keen Bock auffe Arbeit? Eck mutt dien Moder spräken!«

»Ich auch«, grölte eine Stimme von hinten aus dem Pulk, der sich um den Eingang drängte. »Die hat mir Tropfen gegeben, davon krieg ich Dünnpfiff!«

Das übliche Patientenrudel, das sich tagtäglich vor der Tür die Füße platt stand, bis Mama oder ich öffnete. Bestehend etwa je zur Hälfte aus bereits Beschwerdediagnostizierten und frisch Erkrankten. Nur schienen es heute wesentlich mehr Leute zu sein als sonst. Und ihr Auftreten kam mir deutlich aggressiver vor. Lag womöglich daran, dass wir sonst früher aufschlossen.

»Sprechstunde fällt heute aus«, rief ich über die Köpfe hinweg.

»Wat? Worüm dat denn?« Kampmann wollte sich nicht mit der Ansage zufriedengeben. »Stand nix vun innert Jemaandebblatt.«

Ja, so etwas gab es in Bollenstedt – ein Gemeindeblatt. Online. Alle Vierteljahre auch als gedruckte Ausgabe. Der Druck finanzierte sich durch Werbeanzeigen. Von Shorty mit seiner Reparaturwerkstatt und den Blues Brothers, die ihren Getränkehandel bewarben. Dazu ein paar Anzeigen externer Handwerksbetriebe, die auf fette Beute in Bollenstedt hofften. Optimisten, die schon mal im Dorf zu tun hatten und nun die großen Fische fangen wollten. Das hatte was von Hochseeangeln in einer Regenpfütze.

Caroline Meier, unsere rasende Reporterin, füllte das Gemeindeblatt mit Inhalten. Sie war in Osterode in der Redaktion des Harzkuriers tätig, verfügte also über das nötige Know-how.

»Nee, konnte auch nicht drinstehen«, entgegnete ich.
»Kurzfristige Terminänderung.«

»Wie, kurzfristig? Versteh ich nicht!«, meldete sich Mareike quäkend aus dem Rudel. Man sah sie nicht, sie war zu klein. Dafür vernahm man ihre Stimme umso eindringlicher.

»Kurzfristig heißt ...« Was sollte ich denen sagen? Ich brauchte schnell eine Ausrede. »Das heißt, Mama hat gestern Abend Bescheid gekriegt und ist in aller Herrgottsfrühe zu 'ner Fortbildung los«, log ich. »Noch vorm Aufstehen. Der Seminarleiter hat sie persönlich abgeholt.«

Kurzes Innehalten. Dann, zögernd: »Persönlich? Ach ...«

Wenn so ein Seminarleiter höchstselbst vorbeikam, zeigte das Wirkung. Aber nicht allzu lange. Der Bollenstedter Urtyp war eher schwer zu beeindrucken.

»Aver dau büst doch da!«, krakeelte Kampmann daher, wie nicht anders zu erwarten. »Dau büst de Medizinmann. Nich dien Moder! Wat de kann, kannst ok ... manchmal.«

»Ich habe Schicht. Muss gleich los«, wehrte ich ab. »Die Leute brauchen frisches Blut. Die können nicht warten. Ihr schon.«

Ich knallte die Tür zu. Verriegelte sie. Lauschte. Der unmittelbar einsetzende Tumult hielt eine Minute an, dann beruhigte sich die Lage. Der Mob zerstreute sich. Morgen würden sie alle wieder da sein.

Mama hoffentlich auch!